

## Bischofssynode für Asien

Im Reigen der kontinentalen Bischofssynoden in Vorbereitung auf das Jahr 2000 sind nach Afrika (1994) und Amerika (1997) am 19. April 1998 die asiatischen Bischofskonferenzen an der Reihe. Die Menschheit lebt heute zu rund 60 Prozent in Asien. Doch abgesehen von den Philippinen machen die Katholiken in den meisten Ländern Asiens nur eine kleine Minderheit von maximal zwei bis drei Prozent der Bevölkerung aus. Ihre Gesamtzahl liegt bei 101 Millionen.

Bei der in Rom stattfindenden Sondersammlung der Bischofssynode werden annähernd 40 Nationen vertreten sein. Die Versammlung umfaßt so unterschiedliche Länder wie Indien, China, Indonesien, Ägypten und Irak. Das Synodenthema lautet: „Jesus Christus, der Erlöser, und seine Mission der Liebe und des Dienstes in Asien“. Darin klingt die größte Herausforderung an, die sich in der Verkündigung des christlichen Glaubens im asiatischen Kontext stellt: Wie läßt sich die Einzigartigkeit der Heilungsvermittlung Jesu Christi bewahren ohne zurückzuweisen, was – so das Zweite Vatikanische Konzil – in den religiösen Traditionen Asiens „wahr und heilig ist“? Im sozialen Bereich schreit die Not Hunderter Millionen Menschen zum Himmel, die unter Armut, Ausbeutung und, wie im Fall der indischen Dalits, zusätzlich noch unter Formen von soziokultureller Unterdrückung leiden. Neue Perspektiven sind von der Synode auch im Bereich des interreligiösen Dialogs und der Inkulturation des Evangeliums zu erhoffen.

Die Lineamenta, das Vorbereitungspapier für die Synode, das im September 1996 in Rom veröffentlicht wurde, geht zumindest zu einem Teil auf diese Herausforderungen ein. Doch die Stellungnahmen der asiatischen Bischofskonferenzen artikulieren mehr oder weniger deutlich eine Unzufriedenheit mit Methode und Inhalt des Dokuments. Damit zeichnet sich ab, daß auch die Asiensynode in der Spannung von römischen Zentralismus und der vom Zweiten Vatikanischen Konzil betonten Eigenständigkeit der Ortskirchen stehen wird. So können die Ortskirchen nicht mehr einfach als Filialen von Rom angesehen werden, sondern sie sind und heißen selber im Vollsinn Kirchen. Ausdrücklich wird ihnen ihre „eigene Disziplin“, ein „eigener liturgischer Brauch“ und ein „eigenes theologisches Erbe“ zugestanden. Damit schuf das Konzil die Voraussetzung für eine Inkulturation, eine Einwurzelung des christlichen Glaubens in die unterschiedlichen Kulturen. Der Weg der Kirche seit dem Konzil führt von der Westkirche zur Weltkirche, in der das Christentum in seiner westlich-europäischen Gestalt nicht mehr als normativ für andere Kulturräume gelten kann.

Der frühere Erzbischof von San Francisco, John R. Quinn, hat in einer weltweit beachteten Rede in Oxford im Juni 1996 gefordert, die Bischofssynode von

einem den Papst nur beratenden zu einem kollegial mitentscheidenden Organ aufzuwerten. Wünschenswert wäre auch, an Stelle der monologischen Voten bereits in der ersten Phase der Synode Möglichkeiten zum Austausch und zur Diskussion zu schaffen. Ein Symbol für die zentralistische Kontrolle ist allein schon die Tatsache, daß alle Kontinentalsynoden in Rom stattfinden müssen. Die Vorbereitung liegt in den Händen des römischen Synodensekretariats. Seit der Synode von 1974 hat es sich auch eingebürgert, daß das Schlußdokument nicht mehr von den Bischöfen, sondern vom Papst herausgegeben wird.

Unter den Stellungnahmen der Bischofskonferenzen fiel die der japanischen am deutlichsten aus. Die japanischen Bischöfe kritisierten den westlich-europäischen Charakter des Vorbereitungsdokuments. Sie befürchten, „daß das Abhalten der Synode quasi eine Gelegenheit für die ‚Zentrale‘ ist, die Leistungen der ‚Zweigstellen‘ zu bewerten. Diese Art von Synode würde sich für die Kirche in Asien nicht lohnen.“ Ausdrücklich bitten sie den Heiligen Stuhl, der rechtmäßigen Autonomie der Ortskirchen stärkere Anerkennung zu gewähren, und die Beziehung zwischen Rom und den Kirchen Asiens nicht auf „Zentralisierung“, sondern auf „Kollegialität“ aufzubauen. Im Blick auf die Diskriminierung der Frauen in vielen Gesellschaften Asiens fordern sie die Teilnahme von Frauen als Beobachterinnen der Synode. Schließlich drängen sie auf eine Vorbereitungszeit von mindestens sechs Monaten von der Veröffentlichung des Instrumentum Laboris, des Arbeitsdokuments, bis zur Synode selbst. Erstaunlicherweise liegt dieses Dokument selbst zwei Monate vor Synodenbeginn noch nicht vor.

Von mehreren Bischofskonferenzen wird kritisiert, daß die langjährigen Arbeiten in der Föderation asiatischer Bischofskonferenzen (FABC) zu bestimmten theologischen Problemen zu wenig berücksichtigt worden seien. Auch die theologische Beratungskommission der FABC wurde nicht in die Vorbereitung einbezogen. Darin kommt ein generelles Mißtrauen zum Ausdruck, das sich seit einigen Jahren seitens römischer Stellen gegenüber Entwicklungen in der asiatischen Theologie zeigt. So stellte Kardinal Joseph Ratzinger 1996 in Mexiko nicht mehr die Theologie der Befreiung als das zentrale Problem für den christlichen Glauben heraus, sondern im Blick auf Asien den Relativismus im Dialog der Religionen. Mit der Exkommunikation des Theologen und Ordensmanns Tissa Balasuriya aus Sri Lanka im Januar 1997 aufgrund angeblich schwerwiegender Glaubensirrtümer sollte offensichtlich ein warnendes Exempel statuiert werden. Der Dialog mit den anderen Religionen kann aber nur dann glaubwürdig geführt werden, wenn in der katholischen Kirche selber eine Kultur des Dialogs gepflegt und Abschied vom „theologischen Imperialismus“ (Aloysius Pieris) der europäischen Theologie genommen wird. Mit der Rücknahme der Exkommunikation Tissa Balasuriyas im Januar 1998 wurde zumindest ein Stein des Anstoßes im Vorfeld der Synode aus dem Weg geräumt. Hoffentlich ist dies ein gutes Omen für Verlauf und Ergebnisse der Synode selbst.

*Martin Maier SJ*